

Alfred Cordes
Klaras Nachtkleid
Roman

Text © 2013 Alfred Cordes – alfred-cordes.de
Erstveröffentlichung bei C.Bertelsmann, München, 1990
Titelbild & Layout © 2013 Hinrich van Hülsen – leotaurus.de
Alle Rechte vorbehalten

Kapitel 1

Da sie den Schutz des Dorfes längst verlassen haben, wie eine ungelenke Rabenschar schwarz das weiße Land hinaufgezogen, schon über die Mitte des Weges zum Friedhof hinausgegangen sind, kommt ihnen auf der gelinden Anhöhe, wo seit je ein guter Punkt gewesen ist, das Land zu überblicken, unversehens ein messerscharfer Wind entgegen, und für den Augenblick, da er sich abkehrend den Mantelkragen hochschlägt, vermag Justus Vogt nicht zu unterscheiden, welch ein Hauch ihn da trifft: ein eisiger, kälter und schärfer als die Scheiben auf den überfrorenen Pfützen in den Furchen der Äcker, oder ein glühender, eine verlorene Flamme in der Mitte des Wintertages. Der Rest des Weges, ein nicht ungefährliches Stück, recht abschüssig über den frostharten Boden in die Senke hinab, ist bald zurückgelegt, man zieht in den von Hecken umgrenzten Friedhof ein und an den von Flugschnee überstäubten Gräbern vorüber an eine schwarze Grube in der Erde, in die man den Sarg zu vergraben gedenkt. Dort ist kein Wind.

Die Träger setzen den Sarg über der Grube ab. Für einen Moment ist es still. Enno ist tot, zur Unzeit gestorben, denn das heutige wäre sein Wetter gewesen: ein trockener Frost in kristallener Luft, die Welt wie von allem gereinigt, Denkwetter, das ihn aus dem Haus gezogen hätte, und so klar wie das Licht wären seine Gedanken gewesen. Auf der Anhöhe, über die der Wind geht, haben sie häufig gesessen, das Allerloher Land überblickt wie einen Garten für ihre Spiele, in dem alles seinen Platz besaß: über die vielen Jahre vor allem ihre unverletzliche Freundschaft.

An die Wege könnte Vogt denken, an große Kehren, die sie in ausgelassener Planlosigkeit gezogen, an direkte Linien, die sie in atemloser Flucht genommen haben, doch die Abenteuer ihrer Kindheit bleiben ihm fern wie die Nähe, die sie bis zuletzt zueinander besessen haben. Einzig eine Vorstellung steht ihm im Kopf: das Bild des Weges zu Enno hinaus, aus dem Haus im Schatten der Kirche zwischen den Höfen hinunter an den Allerbach, den Windungen seines Laufes gefolgt bis an den Eppenbacher Forst, über die Zäune hinweg und den verschlungenen Pfad durch den Wald bis an den einen Punkt hinauf, wo man sich aus den Fichten drängt und die hochgelegene Ebene im Blick hat, das Land der Schulenhoffs, deren Hof man jenseits der weiten Felder bei gutem Licht an den Wipfeln der Lindenbäume erkennen konnte, und doch war es immer noch ein erhebliches Stück dorthin. Die Strecke ist ihm das Zeitmaß seiner Kindheit gewesen, niemals zu lang, niemals beschwerlich, da sich ihr Sinn in jedem Schritt offenbarte, und jetzt, in der Gegenwart von Ennos Tod, kommt ihm die Trauer um jenen Weg ebenso groß vor wie die um den Freund.

Man spricht ein Gebet für den Verstorbenen. Zahllose Bilder könnte Vogt erinnern, Enno in kurzen und viel zu weiten Hosen mit einem Stock an den seichten Stellen des Allerbachs oder auf dem Rad seines Großvaters über die staubigen Wege an den Steinreder See, Enno mit blondem Kopf im Gewand der Meßdiener auf den Stufen vor dem Altar, über den Büchern bis in die Abendsonne auf der Mauer um Schulenhoffs Hof, Enno sein kurzes Leben lang mit einem Lächeln, wenn er gestikulierend auf dem Pfad durch den Eppenbacher Forst den Sinn des Lebens erfand, wenn er die Schafe seiner Gemeinde lehrte, was er lebte: eins zu sein mit sich und seinem Gott. Nichts aber von dem kommt Vogt in den Sinn. Vielmehr drängt sich ihm ein Bild auf, das seine Erinnerung nicht besitzt. Obwohl er nicht mehr erfahren hat als wenige tränenbedrängte Worte der Mutter Schulenhoff, kommt es ihm vor, als hätte er das schreckliche Ereignis aus unmittelbarer Nähe miterlebt.

Enno ist bei einem Verkehrsunfall um sein Leben gekommen. Ein junger Mann hat ihn in seinem Wagen mitgenommen, hat die Beherrschung über das Fahrzeug verloren, das ins Schleudern geraten und gegen einen Baum gedrückt worden ist. Wie durch ein Wunder hat der junge Mann das Unglück mit geringfügigen Verletzungen überstanden und später, noch unter der Wirkung des grauenhaften Geschehens, fassungslos berichtet, Pfarrer Schultenhoff habe zu Tode verletzt, eingeklemmt in das Unfallfahrzeug und unter Schmerzen von Verzeihung gesprochen, habe ihm, der ihn in den Tod gelenkt hat, in aller Ruhe die Beichte abgenommen und den Segen gegeben, habe sich noch den des jungen Freundes erbeten und sei gestorben.

Dieses Bild hat Vogt vor Augen: Enno verrenkt bis zur Lächerlichkeit unter dem eingedrückten Blech, der blonde Kopf von Glassplittern beschrieben, das Blut braunkrustig verklebt oder sacht pulsierend, Enno in einem Sterben begriffen, dessen Sinnlosigkeit er bestritten hätte. Bei allem Grauen besitzt das Bild, das Vogt sich macht, etwas Tröstliches, einen Zug, der ihn über alle Endlichkeit hinauszudeuten scheint, ohne daß er sich mit Ennos Gott verbünden muß. Eine merkwürdige Eigenart des Lebens ist, so denkt er, daß es sich über sich selbst hinaus bewahren will. Ein Sterbender denkt oder tut in der Minute seines Todes etwas mittels eines Wissens, das doch wenig später für immer verloren sein wird, er trägt eine Sorge, die für die wenigen Sekunden des restlichen Daseins überflüssig erscheinen muß. Aus diesem Widersinn aber, so kommt es ihm vor, müßte sich eine entschlossene Bewegung gegen Zeit und Vergänglichkeit begründen, ein solches an sein Ende gekommenes Leben aufzunehmen und neu zu erdenken: Ennos Leben wäre einen Roman wert wie sein Tod, und das Ende müßte man an den Anfang setzen.

Inzwischen spricht der Geistliche.

Vogt schaut sich um. Die Eltern stehen vor dem Sarg, halten mit gesenkten Köpfen ihre Tochter Klara an den Händen, Ennos Schwester, die als einzige in der Mitte der schwarzgekleideten Reglosen in Bewegung ist, in einem zagen Schwingen des Oberkörpers, gegenläufig dazu ein schweres Pendeln des Kopfes und dazu ihre großen, dunklen Augen zu den Seiten mit verständnislosen Blicken durch die Trauergemeinde hindurch und weit in das Allerloher Land hinaus.

Klara, denkt Vogt, versteht nichts von dem, nicht, daß sie den ungleichen, so sehr geliebten Bruder niemals wiedersehen wird, womöglich aber und in Ennos Sinne ist sie die einzige an seinem Grab, die begreift. Vogt, da ihm dieses durch den Sinn geht, betrachtet Klaras Gesicht, findet dort nichts von Widersinnigkeiten, lediglich das Licht des Wintertags. Mit dem Blick auf diese Selbstbelassenheit, aus ihrem schwachsinnigen Kopf heraus müßte Ennos Lebensroman beginnen und sich gegen die Vergänglichkeit voranzählen.

Ein anderer Blick stört ihn aus seinen Betrachtungen auf. Vater Schultenhoff schaut zu ihm herüber, erinnert an die Grabrede, und Vogt, da er durch die vor ihm Stehenden dringt, seinen Platz an der Seite des Sarges nimmt, sich den Blicken zukehrt, unter denen er sich soeben noch befunden hat, ihn beschleicht ein merkwürdiges Empfinden von Unwirklichkeit: Nicht eigentlich aufgestört fühlt er sich, vielmehr nun auch körperlich eingetreten in die Eingangsszene eines wunderbar beängstigenden Romans, und als hätte sie in ihm eine Rolle angenommen oder weil das Licht der Wintersonne einen verdeutlichenden Schein erzeugt, entdeckt er Helene unter den Trauernden verändert, älter geworden, nicht im Sinne eines Verfalls, im Sinne einer Reife, unter deren Ausdruck er einen Hauch ihrer Jugendlichkeit erkennt, den sie wohl nicht verloren haben wird, wenn man sie selbst dereinst beerdigt.

»Vielleicht ist es ein Privileg, so früh zu sterben.« Mit diesen Worten beginnt Vogt die Grabrede. »Vielleicht ist der Auftrag auf Erden erfüllt, vielleicht haben die Talente über Soll Frucht getragen, ist die Lebensschuld früh beglichen, eine neue Berufung an die Stelle der alten getreten. Enno, so weiß ich, hat seine Existenz so begriffen. Die Kraft seines Glaubens ist ihm über die Lebenskraft gegangen. Er hat sich über die Grenzen der menschlichen Natur hinweg als Gotteskind verstanden, im eigentlichen,

im schönsten Sinne des Wortes: in einer naiven Geistlichkeit, die ihn Seelen erobern ließ. Das ist uns Trost«

Von der Jagd nach ewiger Jugendlichkeit spricht Vogt, von der Unfreiheit des Besitzstandes und der Gedankenlosigkeit der Wissenden, macht beredt deutlich, daß der verstorbene Freund der Versuchung dieser Sünden überzeugend widerstanden habe, von jeher, wie er, Vogt, behaupten dürfe, kraft eines Glaubens, den er, über lange Zeit intimster Freund des Dahingegangenen, niemals geteilt, häufig in erregten Disputen bestritten, in beinahe eifersüchtigem Feuer bekämpft, im Innersten aber trotz seines festen Unglaubens bewundert habe. Niemals, versichert Vogt, habe er mit dem Freund den Glauben geteilt, womöglich habe das die Tiefe der Freundschaft erst möglich gemacht, ein gegenpoliger Spannungszustand, dessen Wert der Verstorbene ermessen habe und niemals versucht, den anderen zu bekehren. Heute, gesteht er, stehe er suchend am Grab des Freundes, wünsche sich gegen allen Verstand einen Gott, und wenn jemand ihn dahinführen könnte, dann wäre es auch jetzt einzig er:

An dieser Stelle will Justus Vogt den Namen des verstorbenen Freundes nennen. Er fällt ihm nicht ein. Dieses eine Wort, das er abertausendmal gesprochen hat, es ist ihm nicht verfügbar. Der Name, der ihn über sein Leben begleitet hat, den er so oft gerufen und gelegentlich in bitterstem Zorn gebrüllt hat, dieser Name, der ihm seit mehr als vierzig Jahren geläufig ist wie sein eigener, er scheint mit seinem Träger verstorben zu sein. Ihm wird heiß. In wirrer Eile fahren ihm die Bilder der Vergangenheit durch den Kopf. Eine ganze Lebenszeit ist ihm zu Willen, der Freund als blondes Kind in niemals abreißender Bewegung über das Allerloher Land, als Erwachsener in schwarzer Soutane und mit den Augen sprechend, ein Gedanke genügt, beliebig durch die Erinnerung zu reisen, Bilanz zu ziehen in wunderbar deutlichen Bildern, doch der Name scheint für alle Zeit verloren, als wollte der Freund ihn mit sich nehmen. Vogt schaut in die Gesichter der Umstehenden. Dort steht nichts zu lesen. Die Zeit rennt ihm davon.

»Der Pfarrer«, sagte er schließlich, »der Freund.«

Während er weiterspricht, forscht er nach dem verlorenen Namen, sucht Bilder auf, die eine Anknüpfung versprechen, und je verzweifelter er dem Wort nachspürt, desto entschlossener entzieht es sich ihm, verbirgt sich in einem Redefluß, der ihm zunehmend ausufert. Von der Bescheidenheit des Glücklichen spricht er noch, von dem Segen des Todes auch, aber zu sehr steht ihm nun der fehlende Name quer im Kopf. Was er sich zu sagen vorgenommen hat, entgleitet ihm immer mehr, er beschreibt die gemeinsame dörfliche Vergangenheit, versteigt sich in Kindheitserlebnissen und Bruchstücken von Anekdoten, bis ihm irgendwann der aufschreckende Gedanke in den Sinn fährt, jegliches Zeitmaß verloren zu haben. Er hält inne.

Die Trauernden schauen ruhig zu ihm hin, nicht, als hätte er den ganzen Tag hinweggeredet.

»Adieu«, sagte er noch. »Adieu, mein Freund.«

Nachdem der Sarg in der Erde versenkt und ein letztes Gebet gesprochen worden ist, begibt sich die Trauergemeinde auf den Weg ins Dorf zurück. Vogt und Helene folgen dem Zug in einigem Abstand.

»Es war ein Riß in deiner Rede«, sagt sie nach einer Weile.

»Ja, Helene.«

»Was war es?«

»Mir ist der Name nicht eingefallen.«

»Welcher Name?«

Er zieht den Totenzettel aus der Manteltasche und liest.

»Ennos Name.«

Sie haben die Anhöhe erreicht. Der bitterkalte Wind fährt dort noch immer über das Land, steht ihnen jetzt jedoch im Rücken, und die gelinde Kraft der mittäglichen Wintersonne macht ihn erträglich.

»Ich weiß es nicht«, sagt Vogt. »Eigentlich stellte sich dem Namen nichts in den Weg, aber da, wo er hingehörte, war er nicht.

»Das kommt vor«, sagt Helene.

Vom Dorf aus fährt man zu Schulenhoffs hinaus, um, wie eine gute Gepflogenheit es verlangt, bei Kaffee und Kuchen zusammensitzen. Vogt aber entschuldigt sich, bittet um eine Stunde, in der er den alten Weg noch einmal zu Fuß gehen will.

Er tritt in den Schatten der Kirche. In einem der engstehenden Backsteinhäuser, auf dem knarrenden Holzfußboden des zweiten Stockwerkes, unter dem spitzen Dach und hinter der jenseitigen Giebelwand hat er sein Zimmer besessen, und die ganze Welt hat in dem kleinen Fenster gestanden. Über die schmalen Gärten, den Allerbach und Kruses Hof hinweg hat er in das flache Land geschaut und an manchen Herbsttagen am Horizont ein dünnes Nebelband erkannt: Das war der Steinreder See. Unter dem Dach ist er lesend und phantasierend aus der Enge des Hauses geflüchtet, hat aller Länder Abenteuer bestanden, aller Liebe Leid ertragen ohne je weiter voranzukommen, als ein Auge reichte. Dort, wo jetzt fremde Menschen in anderen Leben stehen, hat alles begonnen, dort muß schon das Kind beschlossen haben, auf seinen Unwirklichkeiten zu bestehen, alle Mängel mit dem Schatz schöner Worte aufzuheben: Gold und Edelsteine, die er gegen das karge Gleichmaß der Tage gesprochen, gegen alle Ungerechtigkeit aufgeschrieben hat.

So schmal und schief das alte Haus auch dasteht, es ist voll mit Geschichten bis unter das Dach. Vielleicht wohnt ein Kind in der Kammer, kennt die alten Gestalten längst mit Namen, weiß, wo man in den Kriechgängen unter den Schrägen die herzblutende Jungfrau, wo zwischen den runden, feuchten Mauern des Kellers den ohnmächtigen Zauberer gefangen findet. Auf den in alle Ewigkeit nicht ausgezählten Stufen der Treppe haust alle Welt, und wenn das Kind aus der Tür und auf den Kirchplatz tritt, kehrt sich innen nach außen, folgt ihm die wunderliche Schar der Geschichtenmenschen, jeder seine Abenteuer hinter sich herziehend.

Vogt findet ausgangs des Kirchplatzes zwischen dem Haus des Landvermessers und der Schnapsbrennerei die Gasse, aus der man nur rennend heil davonkam, in Windeseile auf die untere Straße und hinter Kruses Mauer, um der grauenvollen Bedrohung durch den behäbigen Steinroller zu entgehen, der so manchen in den Jahrtausenden polternd zermalmt hat. Gegen alle Gesetze der Unwirklichkeit hatte Enno es eines Tages fertiggebracht, bäuchlings eine Viertelstunde in der Gasse zu liegen, und nicht einmal ein Kiesel ist vom Kirchplatz her über ihn dahingerollt, nichts hat ihn zerschmettert, und dennoch ist ihm, als er sich erhoben und den Schmutz von den Kleidern geklopft hat, kein Zweifel gekommen an der Existenz des Steinrollers: Es war nur, daß ihn sein Mut besiegt hatte. Nun ist Enno tot. Vogt denkt an das ungeheuer langsame Leben der Steine.

Aus dem Schatten der Kruseschen Hofmauer findet er den Weg zwischen den Bruchwiesen an den Allerbach hinab. Er folgt dem Wasserlauf, kommt auf eine Holzbrücke und hält auf das Geländer gestützt so lange inne, bis er das alte Empfinden wiedergewonnen hat, sich mit der Brücke gegen die Strömung des Baches voranzubewegen.

Die meisten der Geschichtenmenschen sind am Allerbach zurückgeblieben. Hier, wo sie sommers im Gras der Böschung lagen, sich gelegentlich unter das klare, kalte Wasser drückten, winters das Eis mit Eisenzähnen brachen und es schmeckten, bis ihnen die Fabelmünder erstarrten, hier, wo sie zu jeder Jahreszeit gern und in ausgelassenem Spiel die Ordnung des Hauses im Schatten der Kirche vergessen konnten, hier war die Grenze ihres Reiches. Und wenn das Kind, so wie Vogt es jetzt tut, den Bach überquerte und mit dem jenseitigen Ufer ein unbesetztes Gebiet betrat, dann tat es das mit kleinem Gefolge,

einzig vertrauend auf die Macht des Wortes. Durch die Weiden und um den Hasentümpel herum war es noch ein leichter Weg, dort reichte die Kraft eines dahingepfiffenen Liedes, eine herrische Bewegung oder ein Blick zurück auf den Kirchturm von Allerloh. Mit dem Eintritt in den Eppenbacher Forst aber blieben die letzten Geschichtenmenschen zurück, da verließ er das Niemandland mit dem Schauer der Unwiderruflichkeit, drang in ein fremdes Reich, wäre auf der Stelle verloren gewesen, hätten ihm die ständig dahingemurmerten Worte nicht neue Weggenossen erschaffen, die sich mit ihm gegen die übermächtig drückende Gewalt der Waldesphantasien stemmten. So nahm er häufig mit halbgeschlossenen Augen den Pfad durch den Forst, sprach sich von Waldgeistern, vom Raunen der Erdlinge und den verführerischen Erzählfäden der Nadelspinnen frei, redete gegen die Irreführungen der Flüsterpilze an, dachte alle Kraft der Welt in sich zusammen und spürte bang und froh die Stille, die er um sich erzeugte. Er wußte, je weiter er sich aus seiner Unwirklichkeit entfernte, um so stärker war er auf die Beschwörungen angewiesen. Nur wenn Enno an seiner Seite ging, brauchte es kein bändigendes Wort, dann war die Allmacht des Universums beisammen, Nordpol und Südpol, Feuer und Wasser und das gesamte Wissen der Natur. Lachend durchstreiften sie den Forst, hörten wohl einmal in einem Knacken, einem Aufschrei oder in einem fliegendem Atem die furchtbare Gegenwelt des Waldes, herrschten aber Engeln gleich über alles, und kein Gespinst hätte gewagt, einen von ihnen zu berühren.

Durch das von Rauhreif überzogene Unterholz hat sich Vogt einen Weg durch den Wald und in die Richtung gesucht, in der er den Hof der Schulthenoffs weiß. Als er den Waldrand als einen hellen Streifen vor sich erkennt, drängt es ihn in eine schnellere Bewegung, er läuft dem Licht entgegen, tritt ins Freie und hält inne. Ein kaltes oder heißes Ziehen bewegt sich auf seinem Rücken. Die alten Reiche existieren noch, sagt er sich, nur die alten Weggefährten nicht mehr.

Der Wind hat die hochgelegene Ebene vom Schnee gereinigt, und der Frost hat die Erde scharfkantig gemacht. In einer weiten, erhabenen Wölbung zieht sich das Land auseinander. Wie um die Kuppe einer kleinen Weltkugel waren sie an den Rändern entlanggestrichen, hatten im Frühling den weiten Ozean in abenteuerlicher Piratenfahrt über die Schößlinge bezwungen, waren im Spätsommer durch das reife Getreide wie durch einen Urwald vorgedrungen und winters in der endlosen Wüste auf den überfrorenen Schollen verdurstet. Die Menschen im Dorf nannten dieses Stück Land die Schultentafel, und Vogt, während er es auf den verwinkelten Wirtschaftswegen durchquert, versteht es in der Tat wie eine Tafel, auf der zwischen Ernterträgen und Notizen zur Fruchtfolge, kreuz und quer über verblichene Geschichten die ihrer Freundschaft eingeschrieben sein muß. Mit einem Schritt erinnert er sich. Auszuforschen wäre das gewölbte Land über ein Jahr, es gälte, die verschollenen Spuren aufzunehmen, lesen zu lernen, was in diesem Stück Erde aufbewahrt ist. Daraus wird sich dann mit leichter Feder der Roman ihrer Kindheit schreiben. Mit einem weiteren Schritt ist die Erinnerung davon. Feindselig treibt ihn der Wind über die spröde Ebene. Hartgefroren wird die Schultentafel kein einziges Wort freigeben.

In der Mitte des Landes, auf dem höchsten Punkt der Wölbung bleibt er stehen und schaut sich um. Nichts steht hier geschrieben, kein Sterbenswort. Tot ist das Land wie der Freund, kalt und von einem gräßlichen Wind überstrichen. Unschlüssig steht er da, weiß nicht mehr, aus welcher Richtung er gekommen ist. Es ist ihm gleich. So geht er einen der Wege.

Das ist der Ort, Abschied zu nehmen. Hier läßt sich der ungeschriebene Roman zuschlagen, denn kein Wort wird falsch verstanden, da der Wind sie alle in die Welt verstreut. Mit seinem Namen wird er auch ihn vergessen.

Er hat den Waldrand erreicht.

Enno ist aus der Zeit getreten, hat das Gleichmaß ihrer Schritte aufgegeben, und wollte er ihm folgen, so müßte Vogt sich bis in die Behäbigkeit des Steinrollers verlangsamen und würde doch im nächsten Augenblick vom Leben überfallen. Wenn

jemand das verzeiht, so ist es Enno. Und wenn jemand ihm nahe ist, sich in seiner Zeitlosigkeit zurechtfindet, dann ist es Klara. Sie trägt den Frieden des Todes lebend durch die Welt. In einiger Entfernung entdeckt Vogt die Linden, die Ziegelsteinmauer und das große, geduckte Haupthaus des Schulthenoffschen Hofes. Auf der ausgetretenen Schwelle der Seitentür zur Küche liegt wie vor mehr als vierzig Jahren die Katze und hat ihn längst kommen sehen.

Eine schwere Wärme empfängt Vogt, als er die Küche betritt. Alles erscheint ihm verlangsamt, und Ennos Mutter, wie sie sich erhebt, ihm entgegenkommt und ihn an sich zieht, scheint diesen Eindruck zu bestätigen, will ihn nicht mehr loslassen und weint still auf seine Schulter. So stehen sie eine lange Zeit. Die Gespräche der anderen sind verstummt. Dann, als hätte sie mit der Trauer an ein vorläufiges Ende gefunden, strafft sich ihre Gestalt, wischt sie sich die Tränen fort, nimmt Vogt bei der Hand und kehrt sich den Gästen zu.

»Das ist der Herr Vogt«, sagt sie, »der Schriftsteller, Ennos bester Freund.«

Die anderen geben zum Gruß ein Kopfnicken oder ein dahingemurmertes Wort, dann haben sie in ihre Gespräche zurückgefunden. Vogt setzt sich an Helenes Seite, begrüßt den einen oder anderen in seiner Nähe, wechselt ein Wort und nimmt Kaffee und Kuchen.

Wenig hat sich verändert. Ein Gasherd steht an der Wand neben der Tür zu den Schlafzimmern, wo früher die gewaltige Kochmaschine zischend und brütend gewirkt hat, die gefräßige Feuersteile, auf deren Platte ein Wassertropfen in rasender Fahrt daherfuhr, bis es ihn nicht mehr gab. Der Tisch ist der alte vor der langen Bank unter der Reihe kleiner Fenster, ebenso Vater Schulthenoff auf seinem Stuhl vor der Wand mit dem Kruzifix, nur seine Hände liegen schwerer auf der Tischplatte, sein Kopf scheint kleiner geworden, und die Augen besitzen kein eigenes Licht. Ihm gegenüber hockt in einem tiefen Sessel mit angezogenen Beinen im Schatten des mächtigen Küchenschranke Klara, hat die Hände dicht vor das Gesicht gezogen und tippt wie ein kurzsichtiges, zählendes Kind mit dem Zeigefinger der rechten Hand immer wieder der Reihe nach auf die Fingerspitzen der linken. So hat sie als Kind häufig gegessen.

Er erinnert sich des Aufenthaltes auf der Schultentafel vor sehr vielen Jahren, da sind sie beide Studenten gewesen und Klara ein Mädchen von acht oder zehn Jahren, das unter unglaublichen Mühen das Laufen lernte. Tagsüber halfen sie auf den Feldern bei der Ernte, abends saßen sie auf der Ziegelsteinmauer, und in einer jener Nächte hat Vogt seinem Freund gestanden, er wolle Schriftsteller werden. Keine Seite hatte er bis zu jenem Tage geschrieben, das Studium stand kurz vor dem Abschluß, und dennoch ist es kein leichtsinniger Wunsch, keine kopflose Flucht gewesen, sondern eine merkwürdige Gewißheit, eine Sicherheit des Herzens, wie Enno es genannt hat. Eine Woche, nachdem sein Freund ihm zugeraten hatte, war Vogt an seinen Schreibtisch zurückgekehrt, hatte die Bücher beiseite geschoben und bis zum Jahresende die Novelle »Die Margerite« geschrieben.

Einige der Verwandten verabschieden sich. Mutter Schulthenoff setzt eine Flasche Likör auf den Tisch und gibt jedem davon. Sie trinken schweigend. Als Vogt sein Glas zurücksetzt, entdeckt er auf einer Scheibe des Küchenschranke, in einen Winkel eines der Türrahmen gesteckt, ein Bild, das Enno als jungen Priester zeigt, und ein schwarzes Band kündigt von seinem Tod.

Noch immer ist ihm unbegreiflich, wie er den Namen hat vergessen können. Die Trauer mag ihm die Sprache verschlagen haben, ein bewegtes Stottern ist ihm vorstellbar, ein Umherirren in Halbsätzen, ein ergriffenes Innehalten, Tränen hätten ihm die Worte ersticken können, doch dieses eine ist nicht dem Schmerz Opfer geworden, war ausgelöscht für einen unglücklichen Moment, hat sich unauffindlich davongestohlen. Er denkt an eine Fluchtbewegung des Geistes, die nach einem naiven

Mechanismus funktioniert: der, der im Kopf nicht vorhanden ist, kann auch nicht gestorben sein.

Weitere Gäste nehmen Abschied. Eine Frau mittleren Alters nimmt an seiner Seite Platz und schaut ihn an. Unvermittelt, nicht einmal angekündigt durch eine Gebärde, beginnt die Frau zu sprechen, als wäre sie mit Vogt seit Stunden im Gespräch. Die Literatur, erklärt sie, sei ihr Daseinsbedingung, das geschriebene Wort enthebe sie aus der oberflächlichen Flut der gesprochenen, Dichtung geleite sie in die stille Tiefe, dorthin, wo der ungeheure Druck der Wahrheit bewegungsunfähig mache. Klara hat sich aus ihrem Sessel erhoben und neben ihrer Mutter Platz genommen. Mit sacht wiegendem Kopf blickt sie über den Tisch, offenkundig angezogen vom Klang der Worte und den gezierten Bewegungen der Frau an Vogts Seite. Nicht um schöne Reden sei es ihr zu tun, ein unfaßbarer Glücksfall, wenn nicht eine gnädige Vorsehung habe bewirkt, daß sie in diesem Augenblick neben jenen Vertreter der Literatur zu sitzen gekommen sei, den sie von allen tatsächlich am meisten schätze, verehere. Ein glücklicher Umstand, bestätigt er, doch sie hört nicht, schwadroniert stolz durch das Vogtsche Werk wie durch einen Garten voll blühender Reize.

Das alte Taschenmesser kommt ihm in den Sinn, das Erinnerungsstück an den Großvater, der es ein Leben lang in seiner Westentasche getragen hatte, und vor wenigen Tagen nun hat Vogt es vermißt, ist in seinem Arbeitszimmer jedem denkbaren Ort nachgegangen, hat den Schreibtisch und die Regale abgesucht, jede Schublade geöffnet und es endlich auf der Fensterbank in einem Holzkästchen unter mehr oder weniger nützlichen Dingen entdeckt. Die Sache wäre nicht bedenkenswert, hätte er sich nicht in dem Augenblick, da er das Messer in der Hand gehalten hat, an das Kästchen als den Ort erinnert, an dem das Taschenmesser all die Jahre seit des Großvaters Tod gelegen hatte, nicht verstaubt und vergessen, nein, häufig benutzt und mit seinem angestammten Platz im Gedächtnis verankert wie der Standort eines wichtigen Buches, wie der Punkt, an dem er den Hausschlüssel ablegt. Er hat das Messer suchen müssen, als wäre es von einem Fremden versteckt gewesen. Damals hat er nicht lange über die Angelegenheit nachgedacht, war froh, das Gesuchte gefunden zu haben, war sicher, den Platz des Taschenmessers sein Lebtage nicht mehr zu verlieren.

Alle seine Romane, jede Zeile aus seiner Feder habe sie gelesen, mehrfach und mit wachsender Hingabe, mit reifendem Verständnis. In eine Geistesverwandtschaft habe sie sich studiert und wage zu behaupten, aus seinem Werk auch maßgebliche Aspekte seiner Persönlichkeit zu kennen. So seien sie, stellte sie lächelnd fest, gewissermaßen alte Freunde. Vogt schaut ihr ins Gesicht und nimmt einen Likör.

Kreutzfelds Namen hat er vor kurzem vergessen, hat eines Abends, als Helene ihn wegen des Telefonats fragte, nicht mehr gewußt, wie er seinen Verleger noch mittags angesprochen hatte. Die Stahlfeder sei am Apparat gewesen, hat er lachend erklärt, hat wie Kreutzfeld auf Zehenspitzen wippend dagestanden, die eine Hand an einem imaginären Telefonhörer, die andere unruhig in der Hosentasche. Helene hat ihn an seiner Rastlosigkeit erkannt, hat auflachend den Namen bald gewußt, Kreutzfeld junior, Stahlfeder sei treffend, köstlich, ihm aber war es ein peinlicher Kampf gegen Gedächtnisschwäche gewesen.

Die Frau an seiner Seite, während sie das Vogtsche Werk mit einigem Abstand an die Spitze der jüngeren Literaturgeschichte setzt, zieht ein Buch aus ihrer Handtasche, gibt es ihm unter dem Tisch und bittet um eine Signatur, etwas Persönliches. Ausgerechnet »Die Margerite«, denkt Vogt und nimmt einen dritten Likör. Sie habe, flüstert sie, für den Tag etwas anderes vorgehabt, doch als sie gehört habe, daß er erscheinen werde, habe sie nichts zurückhalten können. Unversehens spürt er ein Ziehen, ein verengendes Gefühl, das ihm aus dem Nacken in den Schädel hinaufsteigt. Er schüttelt den Kopf.

Die Erwartung, mit der ihn die Frau von der Seite anschaut, kommt ihm wie eine unerhörte Einmischung vor. Wortlos nimmt er den Stift aus ihrer Hand, schlägt das Buch auf, behält es auf den Knien und schreibt in großen, krakeligen Buchstaben: Entschuldigen Sie die schlechte Schrift. Hätten Sie mich doch schon auf dem Friedhof

um eine Signatur gebeten, so hätte ich den Sarg als Unterlage nehmen können. Justus Vogt.

Er erhebt sich und macht Helene ein Zeichen. Dem alten Vater Schulthenhoff gibt er die Hand, die Mutter nimmt er in den Arm, Klara streicht er über das Haar. Mit einem Nicken grüßt er zu den Gästen hinüber und verläßt die Küche. Mutter Schulthenhoff tritt mit ihnen vor das Haus.

»Fahrt vorsichtig!« sagt sie.

Vogt schaut sich um. Der Hof liegt da, als wäre er unberührt von den Gesetzen der Zeit. Die frühe Dämmerung des Wintertages gibt ihm ein bewahrendes Licht, und Vogt, da er den Wagen bestiegen hat, stellt sich vor, daß unter dem Sonnenschein eines Sommertages dreißig oder vierzig Jahre alte Bilder sichtbar würden.

Sie folgen der Straße in einer großen Kehre um den Eppenbacher Forst nach Allerloh hinein, und als sie den Ort hinter sich gelassen haben, kommt der Abend mit leichtem Schneefall über das Land. Vogt denkt an den Tag, empfindet dessen Unwirklichkeit, weiß, daß er Ennos Tod nur in kleinsten Schritten wahrnehmen können, in einem sich lebenslang auswachsenden Mangel: wie eine schleichende Krankheit. Seine Vergeßlichkeit denkt er in einen Zusammenhang zum Sterben des Freundes, malt sich aus, was alles durch einen gewaltsamen Tod zerrissen sein kann, nicht nur ein Lebensfaden, nicht nur eine Freundschaft, unter Umständen sogar die Erinnerung daran.

»Woran denkst du?« fragt Helene.

»An die Vergänglichkeit.«

Später, als sie das Allerloher Land längst verlassen haben und es Nacht geworden ist, kommt es Vogt vor, als erleichtere sich mit der Entfernung von der Schultenfel das Gewicht seiner Gedanken. Jetzt erscheint ihm seine Gedächtnisschwäche als das, was sie ist: die Fehlleistung eines Kopfes, der in den sechsundvierzig Jahren seiner Existenz nicht geschont worden ist.

Kapitel 2

Die Zeit geht dahin wie sonst auch. Einzig eine Häufung von Verpflichtungen erscheint ungewöhnlich, die grassierende Zeitkrankheit, von der Vogt scherzend spricht, wenn ihm seine Geschäftigkeit kaum einmal Gelegenheit gibt, über einen längeren Zeitraum am Schreibtisch zu arbeiten. So hat er Einladungen zu Vorträgen angenommen, Vertragsverhandlungen mit einem ausländischen Verlag sind zu führen, und im Frühjahr führt ihn eine mehrwöchige Lesereise durch das Land. Erst in der Zeit nach Ostern kommt er allmählich zur Ruhe.

Wenn er mit der Niederschrift eines Romans begonnen hatte, legte sich stets eine schwere Gleichmäßigkeit über die Tage, seine Gedanken verwoben sich immer dichter mit den fabulierten Leben, sein eigenes nahm er immer mehr zurück, und in idealen Momenten ruhte er in einem selbstbelassenen Wohlbefinden, das er als den vollkommenen Vollzug seines Lebenssinns verstand. Nie sonst fand er in ein solch ernstes Glück.

In jener Zeit aber will sich die vertraute Arbeitsruhe nicht einstellen. Er verbringt zwar die Tage mit seinem Manuskript, das Gleichmaß des Schreibens läßt sich jedoch nicht finden, eine Unruhe hat sich in ihn gesetzt, eine Fortentwicklung der Zeitkrankheit vielleicht, eine Müdigkeit der Worte, eine Unlust, die ihn aus der Strenge der erdachten Welten in ein Flanieren der Gedanken treibt.

So geschieht es an einem Tag, daß ein Käfer aus dem Zettelkasten kriecht. Auf der Kante hält er für einen Augenblick inne, das schwache Licht des Morgens zu fühlen oder in die ruhigstehende Luft zu horchen. Dann aber kommt er emsig in Gang, balanciert vielbeinig suchend bis auf die Ecken des Kastens und findet schließlich über die Wörterbücher und den Rand der Untertasse auf die Arbeitsfläche des Schreibtisches. Ein Stück läuft er in die Mitte voran, augenscheinlich dem Licht entgegen, als er aber einen Punkt erreicht hat, an dem er von allen Gegenständen gleichermaßen weit entfernt ist, hält er abermals inne, hat auf der eintönigen Ebene wohl jeglichen Impuls verloren und scheint auf das zu warten, was kommen mag.

Vogt betrachtet ihn. Er besitzt eine gedrungene Gestalt von etwa drei Zentimetern Länge. Kopf, Rumpf und Flügeldecken sind mattschwarz und stehen mit ihrer panzerartigen Festigkeit in einem unverhältnismäßigen Gegensatz zu den sechs dünnen, gezackten Beinen, die so zerbrechlich wirken und doch voller Kraft und Behendigkeit den schweren Körper tragen. An den Seiten des breiten Kopfes befinden sich wie zwei schwarzpolierte Nagelkuppen die reglosen Augen, und von den nach innen geknickten und mit feinsten Lamellen besetzten Fühlern geht gelegentlich eine Bewegung aus. Doppelspitzig stehen sich die Vorderkiefer wie bei einer zangenförmigen Waffe gegenüber, und zwischen ihnen ist geschützt eine Stelle zu erkennen, von der einzig eine Lebensregung auszugehen scheint wie ein Atem.

Vogt setzt eine Fingerbreite vor eines der Insektenaugen eine Bleistiftspitze auf die Tischplatte. Wenn das Tier den Gegenstand auch nicht erkennen mag, so reicht die geringfügige Veränderung der Lichtverhältnisse, die behutsame Bewegung oder das sachte Geräusch, es erneut mit einem Antrieb auszustatten. Aus der Nähe des Bleistiftes flieht der Käfer zum Bilderrahmen mit Helenes Fotografie, seine Fühler prüfen das lackierte Holz und befinden es den unbekanntem Absichten ungeeignet. Er

rennt weiter, suchend am Kästchen mit den Stiften vorüber, hält sich für eine Weile am Fuße der Blumenvase auf, wo er einen winzigen Tropfen gefunden haben mag, und derweil sich Vogt vorstellt, welche eine verhältnismäßig riesige, kugelförmige Menge Wasser das Tier vor sich haben muß, ist es schon weitergelaufen und im Stapel unbeantworteter Briefe verschwunden. Vogt denkt sich aus, an ein lesendes Insekt geraten zu sein, an ein menschenkluges Wesen, das von Bewunderung und Geringschätzung erfährt, sich in einem Dickicht von Bittgesuchen und Glückwünschen verliert. Als ihm aber die Zeit zu lang wird, als er befürchtet, der Käfer könnte ungesehen davongekrabbelt sein oder in der Wortflut der Briefe vergessen werden, hebt er Blatt für Blatt, bis er seinen kleinen Freund entdeckt. Auf dem schwärmerischen Brief eines Buchhändlers sitzt er, ist wohl der Wärme gefolgt, und Vogt nimmt es zur Kenntnis, faßt ihn in aller Vorsicht an den Flügeldecken, setzt ihn auf die Mitte der Schreibtischplatte zurück und legt einen gläsernen Aschenbecher kopfüber darüber. Also ist er gefangen und zu bestimmen.

In Helenes Zimmer findet Vogt ihn in den Büchern zur Biologie zwischen Läusen, Schmetterlingen und Schrecken auf einer Farbtafel, auf der in bizarrer, schwarzbrauner Pracht die Familie der Hirschkäferartigen abgebildet ist. Vogt trägt das Buch auf seinen Schreibtisch, vergleicht das Tier unter dem Aschenbecher mit seinem Abbild und liest seinen Namen: *Dorcus parallelipedus*, der Balkenschröter.

Mit einer Lupe nähert er sich dem Insekt, macht sich ein vergrößertes Bild, versucht, mit seinem geschärften Blick in eines der Facettenaugen vorzudringen, nachzuforschen, was in eines Käfers Kopf vorgehen und Bestand haben mag. Er ist der, der den Balken schrotet, ein Holzverdauer, der in gemeinsamer Sorge mit Blaufäule und Baumschwamm lebt, dem das Papier nicht zuwider sein kann, ein Leckerbissen vermutlich für ihn, eine leicht verdauliche Nahrung, sich durch den Vogtschen Zettelkasten zu fressen, gezackte Löcher in seine Gedanken, aufgeweichte Pläne, nahrhafte Notizen, die sich in dem schwarzmattem Käferkopf verdichtet haben mögen. Das ist eine Erzählung wert, sich in das hirschkäferartige Bewußtsein zu versetzen, das große und machtvolle Treiben der Menschen aus der Insektenperspektive zu betrachten, aus der Distanz des zerbrechlichen Chininpanzers: Balkenschröters Sicht.

Aus dem Keller holt Vogt ein Einmachglas, gibt eine Handvoll Blumenerde, einige Holzspäne, etwas Wasser hinein und legt ein feuchtes Stückchen Papier dazu, auf das er seinen Namen geschrieben hat. Er setzt den Käfer in das Glas, schließt es und stellt es auf die Fensterbank in den Schatten. Diese Begegnung zu beschreiben, müßte einen ganzen Tag in Anspruch nehmen, und was sich daraus entwickeln könnte, ein ganzes Jahr: Das Zeitmaß eines Insektenlebens müßte sich in ihn legen, eine beständige Langsamkeit der Wahrnehmung, ein Zerlegen der Wirklichkeit in Schichten, die dem menschlichen Kopf gemeinhin verschlossen sind.

Das Telefon klingelt. Kreutzfeld junior meldet überschwenglich einige Neuigkeiten, und während er redet, denkt Vogt an unterschiedliche Lebensgeschwindigkeiten. Als sein junger Verleger ihn wahrscheinlich auf Zehenspitzen wippend nach den Fortschritten der Arbeit fragt, interessehalber, er wolle nicht drängen, da stellt sich Vogt vor, wie Balkenschröter das sehen würde, wie wenig er die kopflosen Worte verstehen könnte, das fremde Zeitmaß und die unbegründete Furcht einer Stahlfeder. Er schweigt von seinem Käferfreund, behauptet, alles gehe gut voran, und Kreutzfeld junior verabschiedet sich zufrieden.

Vogt holt Tee und setzt sich an den Schreibtisch. Nichts geschieht. Balkenschröters Sicht, das ist eine Idee, für die ihm die spezielle Sprachmacht fehlt, das bewegungslose Erzählen, das Stillstehen mit Worten an einem Ort wie ein Einmachglas im Schatten einer Fensterlaibung.

Aus dem hintersten Fach des Kastens nimmt er zwei Dutzend Zettel, auf denen er im Laufe der Zeit notiert hat, was ihm in den Kopf gekommen ist, was aus der konzentriertesten Arbeit plötzlich hat ausbrechen und einen wuchernden Anspruch geltend machen wollen. Er liest die erste Notiz: Jemand sitzt in einem Cafe, und sein

Blick begegnet dem eines anderen mit einer solch einmaligen Intensität, trifft ihn in einem Jahrtausendzufall gerade eben in einem Spannungsfeld, daß sich mit einem Schlag die Persönlichkeiten austauschen wie gegenpolige Ladungen. Zwei Seelen wechseln ihre materiellen Hüllen, das Bewußtsein verläßt im Bruchteil einer Sekunde den ihm angestammten Körper und versenkt sich in den anderen, der ebenso dasitzt, als geschähe nichts.

Wie wird das sein, denkt Vogt, wenn man mit einem Augenzwinkern, in einem Moment der Gedankenlosigkeit nicht weiß, was geschieht, und wenn man aufschaut, haben sich die Wände des Cafes gedreht, und die Welt steht anders, alles klingt fremd, und in derselben Entfernung sieht man noch immer dieses Augenpaar, begreift allmählich, daß es sich verändert hat, begreift plötzlich, daß man sich selbst gegenüber-sitzt. Was muß das für ein Augenblick sein, wie muß da die Wahrnehmung explodieren, der Verstand in Brand geraten! Man sieht sich in einem Spiegelbild und spürt doch in der allerersten Sekunde, daß man jede Beherrschung über es verloren hat. Alles geschieht auf einmal und ist nicht zu begreifen.

Eine rasende Furcht vor dem Lebensverlust ist da, ein Schrecken, mit dem man sogleich die Veränderung verstanden hat. Schmerz und Überraschung, Wehmut und Neugier, alle Gefühle machen sich gleichzeitig geltend und streitig, und ihre Summe ist eine angstvolle Verstörung. Jedes der beiden betrachtet sich in identischer Fassungslosigkeit, jedes entdeckt sich selbst neu, einen fremden Körper, der den vertrauten Gesetzen gehorcht, ein Fühlen in sich selbst, wie man es kennt, und doch ein völlig gewandeltes Selbstempfinden. Die Größe ist verzaubert, das Gewicht der Bewegungen, die Form und Temperatur der Hände, das Maß des Gesichtskreises wie der Eigengeruch. Das Tastempfinden ist ein anderes wie der Geschmack im Mund mit den kleineren oder größeren Zähnen. Vielleicht ist man innerlich erschreckend ausgekühlt, steinern geworden, oder in vollkommen unerwartetem Glück von einer nie gekannten Wärme, die ihren Ursprung in der Mitte des neugewonnenen Körpers besitzt, dort, wo man bislang nur ein rastloses Verlangen kannte, nun ein dauerhaftes Wohlbefinden. Vogt denkt, daß sich unbedingt Mann und Frau vertauschen müssen. Nichts haben sie gemeinsam als ihre Gegensätze, erschrocken und begehrlieh ahnen sie Verlust und Gewinn, fühlen sich neugeboren und gestorben.

Vogt erhebt sich und tritt an das Fenster. Er schaut in den Garten. Ein Vogel kommt aus den Schatten der Bäume geflogen, zieht eine geschwungene Bahn dicht über den Boden und weit in den Himmel hinauf, hält dann unversehens inne und setzt sich flatternd in die Krone einer der Kastanien.

Für eines der Wesen sollte der Autor sich entscheiden, er darf nicht zwischen denen in künstlicher Verwirrung umherspringen, die sich ausgetauscht in tiefster Verstörung gegenüber-sitzen. Bei seinem Bewußtsein wird er bleiben, wird sich schmerzlich von seinem Körper getrennt erleben, aber auch in fiebriger Nervosität in dem einer Frau finden.

Er braucht Bewegung, um den Gedanken in Gang zu halten. Rasch zieht er sich etwas über, verläßt das Haus und nimmt den Weg über das Rundlingsgrün.

Noch unter dem größten Schrecken wird er die größte Gefahr erkennen: den anderen zu verlieren. Im allerersten Moment begreift er, was es bedeutete, wenn sich sein Körper dort drüben unversehens erheben würde, wenn er eine Münze auf das Tischchen legte und das Cafe mit unsicheren, aber eiligen Schritten verließ. Dann wären sie beide verloren, wüßten nichts von sich und könnten nicht einmal behaupten, der andere zu sein. Die einzige Chance, nicht auf der Stelle wahnsinnig zu werden, befindet sich in dem fremden Menschen dort drüben in seinem Körper. Mit dem Gegenüber gilt es sich auszutauschen, die Verwandlung so weit als möglich zu begreifen, erträglich zu machen, einzig in ihm findet sich das Wissen, mit dem die verlorene Einheit von Geist und Materie wiederzuerlangen ist. Austausch müssen sie sich mit unablässigen Worten, kundig machen über Lebensgeschichten, die ihnen vor Minuten noch völlig gleichgültig sein konnten, und im Laufe dieses Gespräches spüren sie, daß es um die Existenz geht,

daß man nicht dorthin zurückkehren kann, wo die Seelen beheimatet sind. So denken sie an ein Spiel, sich gegenseitig in unbekannte Leben zu entsenden, sich auf eine Verwechslungskomödie einzulassen, auf ein Satyrspiel, das man amüsiert weiterspinnt, wenn man sich alltäglich im Café trifft. Aber es braucht nur ein wenig Vorstellungskraft, nur den Gedanken an fremde Abhängigkeiten und Zuneigungen, die gefährliche Sinnlosigkeit zu erkennen und die einzig mögliche Schlußfolgerung zu ziehen: Sie sind allein auf der Welt. Nichts stimmt mehr außer ihrer vertauschten Zweisamkeit, und Vogt stellt sich vor, inmitten ihres aufgeregten Gespräches verstehen sie es mit einem Blick, erheben sich schweigend und verlassen mit dem Café ihre bisherige Welt.

Auf der Höhe der Kirchgasse nimmt Vogt auf einer Bank im Schatten eines Baumes Platz. Er betrachtet die Menschen, die vorübergehen.

Sie werden so weit fliehen, bis ihnen niemand mehr begegnet, der in bekannten Augen einen unvertrauten Blick bemerken könnte. Und nicht nur, weil sie nun vertauscht aufeinander angewiesen sind, werden sie beginnen, sich zu lieben. Wie nie ein Paar zuvor ergänzen sie sich: alles wollen sie über den anderen erfahren, aus dem Reiz, in einem fremden Körper zu stecken, wird Begehrlichkeit, mit ihm zu spielen, den alten Traum von der Andersgeschlechtlichkeit zu verwirklichen, Gegenspieler des Bisherigen zu werden, und Liebe und Wollust verschmelzen einzigartig, die Geliebten vereinigen sich tatsächlich, da ja jedes in dem anderen sich selbst liebt.

Vogt erhebt sich, überquert die Straße und betritt den kleinen Schreibwarenladen. Der alte Lange wechselt ein Wort mit ihm und gibt ihm eine Tasse Kaffee, mit der sich Vogt auf den Stuhl hinter dem Tresen zurückzieht.

Er beobachtet den Schreibwarenhändler. Mit seinem runden Rücken bewegt sich Lange zielstrebig, niemals aber hastig, kennt sich seit Jahrzehnten in allen Fächern und Schubkästen aus und vollführt doch jeden der tausendfach verrichteten Handgriffe mit Bedacht: das graue Haar sorgfältig gescheitelt und zurückgekämmt, ein aufmerksames Leuchten in den braunen Augen, die Hände in ruhigem Einklang mit seinen Absichten. Der, seit all den Jahren schon in seiner zigarrenbraunen Strickjacke, muß ohne Sorge sein. Er lebt unter geringstem Wandel, verliert niemals die Überschaubarkeit seiner Existenz, und die Schritte der Veränderung sind nicht größer als seine eigenen. Lange träumt sich nicht weiter, ihn treibt nichts in schwelende Ideen, ihm steht kein Plan im Kopf, kein Hauptwerk, allenfalls der Gedanke an grüne Kopierstifte. Vogt will neidisch werden auf des anderen Genügsamkeit, denkt sich selbst mit rundem Rücken in das gelbe Licht des Ladens und müßte nur die verrückten Geschichten aus dem Kopf vertreiben, die verqueren Vertauschungsparabeln, all die Kampfesmärchen und Lebensfabeln, aus denen nichts folgt als eine große Unordnung unter dem Schädeldach, müßte nur die Legionen geschriebener Wörter aus seiner Erinnerung verscheuchen und könnte bei Vokabelheft und Klebstoff in sich ruhen.

Er verabschiedet sich und geht. Daheim findet er die Post vor. Eine Leserin hat einen Brief über den Roman »Das nachgelebte Leben« geschrieben, bringt ihre Begeisterung über die Ideenvielfalt, ihre Nähe zu der traurigen Gestalt des liebenswerten Helden zum Ausdruck. Verschlungen habe sie das Buch in einer Nacht, sich verliebt in die Stelle, an der sich der arme Phantast in zitterndem Glück dem törichten Mädchen in dem Glauben näherte, es sei die graziöse Geliebte seines Vorbildes. Das sei der tiefestgehende Punkt für sie gewesen, anrührend wie noch nie ein Stück Literatur. Vogt nimmt den Roman zur Hand, sucht die Stelle und liest: Sie steht an dem kleinen Fenster, schaut durch die Spinnweben, die so alt sein mögen wie ihrer beiden Leben zusammen, sieht auf das Land hinaus oder in sich hinein, hat ihn nicht bemerkt, wird ihn niemals bemerken im Schatten der alten Dreschmaschine, hört ihn nicht unter dem Gekreische der Sauen, riecht ihn nicht aus Jauche und Stroh hervor, wird ohnehin nichts anderes wahrnehmen als sich selbst im blinden Spiegel der Fensterscheibe, und er folgt ihrem Blick durch ihre äußere Schönheit in ihre innere, findet sich in einer Lebenslandschaft wieder, die ihm den Atem nimmt, in einem Garten paradiesischen Seins und Geschehens, alles ist Erfüllung, weder Traum noch Mangel herrschen dort, und als er eben in ihr zu versinken beginnt, zieht sie ihn mit einer ewiggedehnten Bewegung des Armes aus sich hervor,

trägt ihn auf der Fingerspitze, mit der sie seinen Namen in großer, unsicherer Kinderschrift in den lebensalten Staub auf der Scheibe schreibt, Jakob, und wie sich die Buchstaben aus ihrer zarten Bewegung ergeben, als er seinen Namen begreift, da weiß er auch, was kommen wird, da sieht er sie eins in jenem inneren Paradies, da kennt er keine Welt groß genug für ihr Glück, da sprengt es ihm den Kopf, das Herz, und kann doch in aller Seligkeit aus dem Schatten der alten Dreschmaschine nicht hervor.

So müßte man schreiben können, sagt er sich, all das Glück eines Augenblicks in nur einem Satz. Er stellt das Buch zurück, tritt an das Fenster und fährt mit dem Finger in großen, gerundeten Bahnen über die Scheibe: Jakob.

Der mag noch immer zwischen dem nachgelebten Leben und seiner kümmerlichen Existenz schwanken, dem mag im barmherzigen Halbdunkel des Schweinestalls die Magd eine aristokratische Braut sein, aber immerhin steht seine wankelmütige Geschichte sicheren Wortes fest. Vogt kehrt an das Regal zurück, nimmt das Buch abermals zur Hand, schlägt es an beliebiger Stelle auf und liest: Von dem jungen Grafen wußte Jakob nicht mehr als dieses wenige, und er war froh, unwissend zu sein, ihm genügte der Rahmen, in den er sich ein eigenes Bild malen würde...

Hastig blättert Vogt weiter: Jakob setzte die Spitze des Zeigefingers auf Albertas Stirn, dachte sich eine Kraft, die in sie flösse, eine schmerzlose Gedankenübertragung, und keine stotternden Erklärungen würde es brauchen, ihr die wirkliche Welt glaubhaft zu machen.

Er stellt das Buch zurück. Es ist ihm eine Last. Es steht, wenn er an seinem Schreibtisch sitzt, eisenschwer in seinem Rücken, wohlformuliert an sein Ende gedacht und in warmen Briefen angerührter Leser lebendig. Der Schriftsteller, denkt er, ist von einer ungerechten Zeitverschiebung betroffen. Während der jüngste Roman gelesen wird, muß der Autor ihn aus dem Kopf jagen, Platz zu haben für einen neuen, während er die Lobesworte aufsaugt, und die Ängste um Peinlichkeit und Schreibunfähigkeit allmählich einem erträglichen Selbstgefühl weichen, erhebt sich das alte Buch plötzlich wie ein Felsbrocken, und der Schriftsteller sehnt sich nach der vergangenen Arbeit, als hätte es damit einen Zweifel nie gegeben. Wie ein unerreichbares Vorbild legen sich die gedruckten Worte über alle künftigen, die Freiheit der Feder beschneidet sich selbst, und er spürt die Bedenken sich zu einer Lähmung auswachsen. Er weiß von solchen Hemmungen aus der Zeit, da er über »Das nachgelebte Leben« nachgedacht hat, er kennt sie schon immer, und dennoch glaubt er der Erinnerung nicht, fürchtet die Ansprüche des Schreibens böse gewachsen, schon längst in lebensgefährlicher Umklammerung. Er stellt sich vor, daß es ein einzig wirksames Gegenmittel gibt: auf der Stelle den Stift beiseite zu legen.

Für einen Augenblick wird es mehr sein als eine gewöhnliche Willensanstrengung, bald aber setzt sich die Angelegenheit in einer Eigengesetzlichkeit in Gang, als hätte es das vom Tode gezeichnete Schreiben nie gegeben. Was wird dann geschehen? Was ihm wie ein sündiges Gespinnst vorkommt, wird sich unscheinbar vollziehen. In der Mitte eines Wortes wird er das tägliche Notat abbrechen, das Tagebuch schließen und den Stift beiseite legen. Der Schreibtisch ist bald geräumt, alles Schriftliche verbrannt, und er tritt vor das Haus. Es wird so sein, als wanderte der beste Freund in einen entfernten Kontinent aus. Der Abschiedsschmerz ist groß, eine traurige Leere breitet sich aus, doch bereits am folgenden Tage sind die Tränen getrocknet, und man weiß: es gibt ihn noch. Das Ende des Schreibens findet sich einzig in dem eigenen.

Aus der Schreibtischschublade nimmt er das gegenwärtige Manuskript, einen Stapel von mehr als zweihundert handgeschriebenen Seiten, nimmt einen Stift zur Hand und blättert sich in den entstehenden Roman. An einer auffälligen Formulierung, an einem unleserlichen Wort mag er sich verfangen haben, hält inne und setzt mit dem Stift das Bild einer Pflanze auf den Rand der Seite. Das Manuskript mag zu einem Drittel oder zu einem Viertel geschrieben sein, an welcher Stelle er sich auch in den Text hineinliest, überall trifft er auf dieselbe harmonische Sprache, auf den Vogtschen Erzählfluß, den die Feuilletons schon lange als festen Begriff besitzen. Das Buch ist abgeschlossen, er muß es

in der Tat lediglich niederschreiben. Er findet sich darin zurecht wie in seinem Haus. Der Pflanze auf dem Rand zeichnet er auswuchernde Triebe. Im Grunde wird der neue Roman ein alter sein, genauer einer, der aus zwei vergangenen entstanden ist, ein Kind der zarten Prosa der »Margerite« und der kriegerischen Lebendigkeit der »Eroberung«. Niemand wird es ihm übelnehmen, kaum jemand wird es bemerken. Er zeichnet den Trieben, die sich zwischen die Zeilen und um die Wörter schlingen, Blätter, von denen zuerst nur einzelne Buchstaben verdeckt werden. Es wird ein guter Roman, ein Erfolg gewiß, herausragend womöglich, der Würde und dem Werk des Staatspreisträgers angemessen, und doch kann sich Vogt nicht von dem Empfinden befreien, sich mit jedem Buch, mit jedem Kapitel und jedem Satz an einen Stillstand heranzuschreiben. Die Pflanze sprießt in beängstigender Fruchtbarkeit, ihre Blätter überwuchern ganze Worte, verdichten sich über Sinnschritten und Absätzen und halten bald alle Verständlichkeit des Textes besetzt. Der unfertige Roman langweilt ihn. Er legt den Kopf auf den Unterarm und zeichnet die letzten Blätter, die sich aus dem Sinn nähren, den sie der Seite entziehen.

Als er eine unbestimmte Zeit später erwacht, steht ihm wie der Rest eines Traumes der Gedanke im Kopf, Literatur müsse weniger das Ergebnis scharfsinniger Denkarbeit sein, mehr als bislang angenommen Ausfluß eines instinktiven Empfindens. Er nimmt das Manuskript zusammen und legt es in die Schublade zurück, erhebt sich und tritt in den Garten. Über allem liegt eine drückend warme Luft, gleichwohl spürt er eine befreiende Kraft, unvermittelt kommen ihm zahllose Sätze in den Sinn, er sieht Romanfiguren in epischen Bewegungen, weiß plötzlich, daß aller Scharfsinn Ballast war, daß es noch immer Knochenarbeit gewesen ist, einen Roman, nachdem er geschrieben ist, aus seinen Konstrukten zu befreien, die zarte Fabel aus dem Block des Geschriebenen zu meißeln wie eine Figur aus dem Granit. Alles ist ihm mit einemmal deutlich. Es gilt, die Eindimensionalität des Zeitbegriffes zu überwinden, die vertraute Chronologie zu vergessen, von erzählerischer Gewichtung und psychologischer Charakterisierung fürderhin nichts denken zu wollen. Das prosaische Kalkül muß dem weichen, was in karger Schönheit aus innerster Arbeit in die Feder fließen will.

Er kehrt an den Schreibtisch zurück, nimmt ein Blatt und einen Stift. Was in ihm lebt, wird aus ihm schreiben. Nach einer Weile setzt er an: Auf dem Weg war mir niemand begegnet. Ich nahm es als gutes Zeichen. Auf dem höchsten Punkt hielt ich inne wie ein Wanderer, schaute weit hinaus und erblickte über den Dunstfeldern in den Tälern den gestreckten Kamm des Gebirges, beinahe schwarz und lichtlos, und es kam mir der Gedanke, auf welcher einschneidenden Weise meine Geschichte bereits einen anderen Verlauf genommen hätte, wäre ich in der Frühe den Weg in das Gebirge gegangen.

Daraus kann alles folgen. Er legt das Blatt beiseite und nimmt ein neues: Will nun eine persönliche wie allgemeine Vergangenheit verweigern, will niemanden wissen lassen, woher ich gekommen bin, welche Zeiten Einfluß auf mich genommen haben, welchen Absichten ich unterworfen gewesen bin, welche Gestalt gewannen, um zu Taten zu werden. Einen Einschnitt nehme ich vor, schaffe eine unüberwindliche Kluft, so daß nichts von dem, was einmal gewesen ist, keines der Motive des Vergangenen sich über den künstlichen Graben retten kann. Keine Einflüsterung wird die Schlucht überwinden, die zwischen meinem Leben und meiner Geschichte entstanden ist, mühelos, in einem raschen Eingriff des Gedankens. Niemand wird dereinst daherkommen können, kopfschüttelnd mit Weisheit erfüllt, niemanden wird es geben, der in verächtlichem oder beruhigendem Tonfall sagen könnte, so habe alles kommen müssen.

Vogt liest das Geschriebene.

Gefälligkeiten, denkt er, nichts als unerhebliche Worte. Noch, schreibt er, halte ich die Augen geschlossen. Es muß ein starkes Licht sein, das mich hat erwachen lassen. Der erste Gedanke, der mir kommt, ist, die Augen nicht voreilig zu öffnen, da müßte dann ein überreiches Bild entstehen wie die vertraute Bedrohung, von einem Augenblick zum anderen in ein fremdes Leben zu kippen.

Er legt das Blatt beiseite. Eine Erzählung muß sich erzählen: Mit dem ersten Licht des neuen Tages erwachte er. Ihm war kalt. Eilig packte er seine Sachen zusammen und brach auf. Der Weg...

Vogt springt auf. »Schluß damit!«

Er zerreißt die Blätter, streut die Fetzen über die Tischplatte. Nichts als dahergesuchte Wörter, überkommene Geschichtenanfänge, die jegliche Banalität zulassen. Mit einem bitteren Lachen liest er in den Bruchstücken der zerrissenen Sätze. So entsteht vielleicht eine Bedeutung aus zerfetzten Klischees. Der Sinn mag sich in der Zerstörung abgelebter Literatur, im Kompostieren welcher Sprache finden: Auf dem Weg... halte ich die Augen... in den Tälern schwarz und lichtlos... wie die vertraute Bedrohung... will niemanden wissen lassen, woher... auf welcher einschneidenden Weise...

Ungestüm sammelt er die Schnipsel ein, nimmt sich auch die Zettel, die dort liegen, überfliegt die Notizen, Ideen zu Erzählungen, Romananfänge und kleine Pläne, zerreißt sie ebenfalls und wirft alles in den Papierkorb. Daraus wird kein Hauptwerk, nichts Großes, eher ein kleinliches, selbstpigonales Geschreibsel, ein Sich-die-Füße-Vertreten mit lauen Worten. Es geschieht nichts, und der Leser wird die Leere mit Bedeutung füllen.

Er sucht unter dem Schreibtisch nach restlichen Papierfetzen, wischt mit der flachen Hand über die Platte und schaut sich kämpferisch um: Wer nichts mitzuteilen hat, soll sich nicht des Wortes schuldig machen, damit man ihn nicht der Seichtigkeit überführt, daß er sich nicht strafbar macht der ärgerlichen Sprachtollheit und der verderblichen Fruchtlosigkeit.

Er möchte das Romanmanuskript aus der Schublade reißen, es im Garten verbrennen, Blatt für Blatt, daß sich die schwelenden Aschekringel wie Symbole für ein ausgebrannte Schwerelosigkeit durch die stickige Luft tragen, sich als vergängliche Flecken überallhin niederschlagen. Statt dessen aber schließt er die Türen seines Arbeitszimmers, zieht die Vorhänge vor und setzt sich in den Sessel. Dort denkt er an ein tatsächliches Ende, nicht an das kokette Gespinnst von der Krankheit des Schreibens, fühlt sich vollständig ausgeschrieben, hat gesagt, was er gewußt hat, hätte damals mit dem Staatspreis den angemessenen Zeitpunkt erkennen sollen, ganz einfach zum Stillstand zu kommen.

Sein Kopf, von einer merkwürdigen Schädelschwere befallen, will ihm so recht nicht mehr gehorchen. Nicht länger wird ihn das Paradoxon von der Endlichkeit eines Werkes schikanieren, nicht länger wird er auf der Jagd nach der qualvollen Vereinigung von Leben und Schreiben sein, alles angstvolle Suchen nach Worten wird an ein gnädiges Ende kommen. Er wird sich an seinen bescheidenen Ruhm anlehnen und leichten Herzens Ausschau halten, was zu tun sein kann: jeden Baum des Rundlingsgrüns beispielsweise mit ruhiger Bleistifthand zu zeichnen. Für einen Augenblick überfällt ihn eine schreckliche Kälte, und als sich die uralte Sorge von der Sinnlosigkeit allen Sorgens in ihm erhebt, da ist er bereits eingeschlafen.

Vogt erwacht, als hätte er mit einem tiefen, zeitlosen Schlaf eine drückende Schuld abgetragen. Er zieht die Vorhänge beiseite und tritt ins Freie. Eine veränderte Luft nimmt ihn auf, ein gereinigtes Element, in dem er sich selbst wieder zu besitzen fühlt.

Er verläßt das Grundstück durch den Garten und hat sich mit raschen Schritten alsbald entfernt.

Es geht nicht mehr wie bisher. Früher hat er unter dem Gleichmaß der Arbeit eine verläßliche Lebensruhe besessen, jetzt aber, eigentlich seit Beginn des Jahres, hat ein Wandel stattgefunden. Vielleicht hat ihn mit Enno etwas verlassen, ein Stück Verankerung, eine Art Segen gewissermaßen. Seine Zeitkrankheit führt er nicht mehr nur eitel auf den Lippen, sie macht ihm zu schaffen wie jemandem die Strömung eines Flusses, die ihn mitreißt, da er doch glaubt zu schwimmen. Die Tage mehren sich, an

denen er ohne ein Wort am Schreibtisch festgewachsen ist, machtlos gegen die schwere Leere in seinem Kopf, häufig erst durch einen äußeren Anstoß erwachend. Eine eiserne Müdigkeit hat sich in ihn gelegt, Vergeßlichkeiten haben sich ausgewachsen, kleine, lästige Auslassungen, peinliche Verwechslungen, aber auch das Mißachten fremder Bedürfnisse, so daß sich Helene gelegentlich betroffen gefühlt und das Vergessen als versteckte Form der Aggression verstanden hat. Das Schreiben will ihm neuerdings ausweichen, nimmt jede Gelegenheit wahr, auf Nebenwege zu flüchten, sich hinter Tagesgeschäften zu verstecken oder in Selbstreflexionen zu verschließen.

Mit den Häusern einer Siedlung hat er die Stadt verlassen, ist auf den Wirtschaftswegen zwischen den Feldern allmählich auf das Land hinaus und an den Kanal gekommen. Dort bleibt er eine Weile im Schatten, läßt die Kähne an sich vorüberziehen und schaut auf das bewegte Wasser.

Vielleicht ist es eine Frage des Alters. Vielleicht ist er überarbeitet, hat sich nie wirklich erholt, hat doch alle freie Zeit unausgesetzt weitergedacht, hat immerzu in Zweifeln gestanden, das Schreiben in unvermeidlicher Präsenz im Kopf besessen. So mag er Raubbau betrieben haben, das Spiel mit Worten ist ihm womöglich außer Kontrolle geraten wie eine angstmachende Schwindelfahrt auf dem Karussell.

Da er die Fortbewegung eines Mannes auf einem der vorüberziehenden Schiffe beobachtet, das Gehen gegen die Fahrt, so daß der Mann über dem Wasser des Kanals wie im Vogtschen Auge vorwärtsstrebend zum Stillstand gekommen ist, da denkt Vogt an die Geläufigkeit seiner Erklärungen, und daß er sie bestenfalls als einen Teil der Wahrheit verstehen darf. Er erhebt sich und setzt seinen Weg fort.

Müdigkeit und Unruhe entspringen seiner derzeitigen Arbeit. Es entsteht aus ihr ein Roman, der als letzter Teil einer Trilogie sehr weit zurückliegende Ursprünge besitzt. Im Zettelkasten werden sich zehnjährige Notate finden lassen, die sich gleichwohl wortwörtlich an einer bestimmten Stelle des Textes niederschlagen werden. Das Schreiben ist lange schon geronnen. Alles ist an sein Ende gedacht, hat sich wiederholt formuliert und aller gegensinnigen Gedanken erwehrt. So bewegt er sich auf einem vollkommen gradlinigen Weg voran, kennt das Land, durch das er geht, weiß nicht nur von seinem Ziel, vielmehr ist es, als hätte er sich nirgends so intensiv aufgehalten als eben dort. Er hat es längst gewußt, er mag den Roman nicht mehr schreiben. Er will nicht länger mit dürftiger werdenden Worten die alte Geschichte von den Menschlichkeiten einer überkommenen Familie spinnen, lange schon sind ihm die Verflechtungen, die er in glatter Sprache ausmalt, eine innere Hautkrankheit geworden, Schlechtigkeit und Gutwilligkeit haften den Charakteren an wie eine klebrige Ausstrahlung, der ihr Schöpfer immer wieder selbstvergessen verfällt. Nichts kann er seinen Geschöpfen mehr geben als die zahllosen Blätter, auf denen er sie niederschreibt. Er weiß gewiß, es ist ohne Sinn.

Seine Schritte haben sich beschleunigt. Er läuft den Treidelpfad, rennt wie schon lange nicht mehr, springt dann die Böschung hinauf, auf eine kleine Straße, der er bis an eine Brückenauffahrt folgt, und allmählich auslaufend kommt er über der Mitte des Kanals außer Atem an das Geländer. Nichts kann er denken. Das Wasser unter ihm befindet sich in gelinder Bewegung und fließt doch nicht. Das erzeugt ihm eine aufkommende Übelkeit. Mithin hebt er den Blick und sieht den Kanal, die unbeweglichen Kähne auf seinem Wasser und den Weg an seiner Seite, den er gekommen ist.

Das ist es. Die Schreibtischschublade mit dem Manuskript wird er nicht mehr öffnen, das Romanfragment opfern, ein Anruf bei Kreuzfeld junior wird reichen, die Trilogie auf zwei Romane zu bemessen und den Verleger für einen Moment das Wippen auf den Zehenspitzen vergessen zu lassen. Es ist ein befreiender Gedanke. Die Feuilletons mögen mutmaßen, die Kritik totsagen, ihm wird dieser Schritt ein kräftiges Stück Lebendigkeit zurückerstatten, und eine Denkpause wird er sich gönnen, ein zeitloses Ausruhen auf den alten Lorbeeren, Abstand gewinnen, den Kopf freibekommen von den festgefressenen Denkwegen und überlebten Geschichten.

Er verläßt die Brücke und findet jenseits des Kanals einen sonnigen, leicht ansteigenden Weg durch Getreidefelder. Irgendwann dann, in einer Monate oder Jahre entfernten Zukunft, wenn die Verkrustungen durch Leichtsinn und Wohlbefinden aus seinem Kopf gespült sein werden, wenn er tatsächlich begriffen haben wird, wie die Befreiung aus dem Schreiben es einzig ermöglicht, dann mag es denkbar werden, daß er sich einen neuen Gedanken gestattet, aus dem sich vielleicht wieder einmal etwas schreiben wird. Das aber muß sich von der Aneinanderkettung von Sätzen unterscheiden, mit der er sich bisher durch sein halbes Leben fabuliert hat, das muß radikal aus ihm selbst geschrieben kommen, im wirklichen Sinne ein Hauptwerk aus der Lebensmitte, eine ganz andere Literatur, ein Geschichtenstück wie ein schwerer, schwarzer Stein.

Eine ganze Zeit ist er gegangen. An einer Weggabelung kommt er an einen freistehenden Baum, in dessen Schatten ein Kruzifix und eine Bank stehen. Das ist ein Bild, das er in sich trägt, soweit er sich erinnert. Er betrachtet es: ein Ruhepunkt, der den Wanderern aller Richtungen zugute kommt, ein Aussichtspunkt außerhalb der Wege, da man sich unabhängig, von wo man gekommen ist, entfernen kann, ein Entscheidungspunkt, auch wenn man zurückkehrte. Überall gibt es solche Orte, in der Welt wie in der Literatur. Häufig in seinen Romanen sind sie ihm Metapher gewesen, häufig Anhaltspunkte, gelegentlich und, wie er jetzt denkt, wahrscheinlich viel zu selten, Abbilder von Metaphern und Anhaltspunkten. Setzte er sich jetzt in den Schatten des Baumes auf die Bank, so würde er in einem alten Bild Platz genommen haben, träfe zwangsläufig alte, angenehme Gedanken an, verlief sich in ihnen und würde die Richtung nicht mehr kennen und am Ende den Weg nehmen, den er gekommen ist. Er belächelt seine Befürchtung, geht aber weiter.

Es ist wie ein neuentdecktes Land. Er geht, betrachtend Besitz zu ergreifen. Das höchste Glück wird sein, nichts von dem zu wollen, was in vielfältiger Schönheit möglich ist. So geht er und geht und hat bald keinen einzigen Gedanken, nicht die Spur einer Erinnerung in sich.

Vogt hält inne. Es ist still. Er schaut sich um. Auf einem Wegekreuz inmitten eines Waldes befindet er sich. Nur wenig Licht dringt hierher. Er dreht sich. Die Gerüche berühren ihn, das Moos und die Fichten, die ersten Pilze und die feuchte Erde; Harz bewegt sich streng in ihrer Mitte. Die Wege unterscheiden sich nicht, und da er eben denkt, wieder an ein genuines Bild geraten zu sein, als er sich plötzlich wie eine Metapher fühlen will, entdeckt er inmitten der Sinnbildlichkeit, daß er sich verlaufen hat. Wer kein festes Ziel besitzt, denkt er schnell, kann sich nicht verirren, dennoch steht er eine lange Zeit unschlüssig da, die Gleichgültigkeit macht die Entscheidung ebenso schwierig wie die feste Absicht. Er versucht vergeblich, sich zu erinnern. Als er sich schließlich für einen der Wege entscheidet, tut er es mit einem ungunstigen Gefühl. Nach einer Weile tritt er aus dem Wald. Vor ihm liegt das Land unter zurückweichendem Tageslicht. Nirgends ist ein Ort zu sehen, nirgends ein Haus. Für wenige Augenblicke folgt er noch dem Weg, dann mißtraut er ihm, verläßt ihn auf der Stelle und läuft querab durch ein endloses Getreidefeld, in dessen Mitte er Atem schöpft, beinahe besinnungslos durch den unvergleichlichen Geruch und die betörenden Bewegungen der Ähren. Dort befällt ihn erstmalig Furcht. Er läuft weiter, tritt aus dem Getreide hervor auf einen Feldweg und erkennt noch immer nicht das geringste Zeichen in der sich verdunkelnden Landschaft. Wohl tausend Spaziergänge hat er gemacht, Wanderungen, die ihn tageweit von seinem Haus entfernt haben, niemals aber hat er sich verlaufen. Es ist da eine Angst, die ihn lächeln läßt, und gleichwohl entstehen Bilder in ihm, sieht er sich in der Nähe eines Baches verdurstet, in der Mitte eines Getreidefeldes verhungert, kurz vor Sonnenaufgang erfroren. Dann verlacht er seine Phantasie, die zu Übertreibung neigt, die aus der kleinsten Verwirrung eine Romanidee hervorzaubert.

Als es allmählich Nacht wird, erkennt er in einiger Entfernung ein Licht.

Der Name des Dorfes ist ihm nicht geläufig. In der Nähe der Kirche findet er ein Gasthaus. Von dort aus ruft er Helene an. Als er ihre Stimme hört, wenig entfernt und hell und schwingend wie alle Tage, kommt ihm das wie ein unglaublicher Zufall vor. Er bittet sie, ihn mit dem Wagen zu holen. Sie verspricht es. In diesem Moment, da Helene bestätigt hat, daß ihr sein Aufenthaltsort bekannt ist, kommt ihm selbst der Name des Dorfes auf eine neue, verständige Art in den Kopf, und er weiß, wo er sich befindet, konnte mit wenigen Worten, mit einer Skizze den Weg beschreiben, den Helene nun nehmen wird.

Als sie kommt, erklärt Vogt, er habe einen großen Bogen schlagen wollen, habe sich in der Entfernung verschätzt, sei in Gedanken vielleicht einen Umweg gegangen, auf jeden Fall aber irgendwann in die Dunkelheit und in dieses Dorf geraten. Auf dem Heimweg fahren sie eine Zeitlang schweigend durch die Dunkelheit.

»Es ist nicht wahr, Helene.«

»Ich weiß.«

»Es ist mir noch niemals passiert. Vielleicht lag es tatsächlich daran, daß ich sehr in Gedanken war. Mag sein, es hat mit einer anderen Art des Verirrens zu tun.«

Er berichtet von seinem Entschluß, die Arbeit am Roman aufzugeben, sich eine unbemessene Frist zur Entspannung zu geben, einen ehrlichen Abstand zum Schreiben zu gewinnen, durch seine Bedürfnisse zu flanieren wie durch ein unbekanntes Land, und wenn die Zeit dann gekommen sei, werde er sich allmählich auf einen Gedanken einlassen, auf eine gewiß andere Art der Literatur, etwas, das sich irgendwann von selbst annähern werde. Sie sind daheim. Als sie das Stück durch den Garten gehen, hält Helene ihn zurück und umarmt ihn.

»Glaubst du das wirklich?«

»Doch«, entgegnet Vogt, gibt ihr flüchtig einen Kuß und nimmt sie mit in sein Arbeitszimmer. Er holt das Romanmanuskript aus der Schublade und legt es auf den Schreibtisch.

»Es ist nicht selbstverständlich, daß der Mensch Jahr um Jahr tut und läßt, was er will, und sein Kopf muß alles mitmachen, zerbricht sich täglich aufs neue um all den Unsinn.«

Aus einem Stapel von Papieren sucht er eine Mappe mit handschriftlichen Aufzeichnungen hervor.

»Es ist ein Bilanzproblem, Helene.«

Dem Kasten entnimmt er alle Zettel und legt sie dazu.

»Ich werde in allernächster Zeit eine Reise unternehmen.«

Er tritt an die Regale und sucht in Ordnern und Aktendeckeln.

»Es ist Zeit. Allzu lange habe ich den winzigen Ausschnitt meiner Wirklichkeit für das Universum genommen.«

Er hat einen kleinen Stoß Papiere zusammengesucht, nimmt sie mit den anderen und geht hinaus in den Garten. Helene folgt ihm. In eines der Beete, unter den Zweigen eines Ginsterstrauches gräbt er ein armtiefes Loch und wirft die Papiere hinein.

»Mit der Zeit werden wir so die Haltbarkeit dieser Notate prüfen«, sagt er und wirft das Loch wieder zu. »Was dort unten an Gedanken und Plänen überdauert, dem werden wir Bestand nachsagen.«

Sie kehren in das Haus zurück.

»Ich werde durch das Land reisen, das in meinen Erzählungen eine so große Rolle gespielt hat, werde das Abbild meiner Worte durch die sogenannte Wirklichkeit tragen. Dabei werde ich alle Worte vergessen, werde schauen, werde zeichnen, und erst, wenn

ich mich nicht mehr erinnere, daß ich ein Schriftsteller bin, dann erst werde ich dem Schreiben gestatten, zurückzukehren.«

Helene hat eine Flasche und zwei Gläser geholt. Sie trinken.

»Ich weiß nicht«, sagt Vogt, »ob der Sinn des Ganzen nicht von einer möglichst vollkommenen Distanz abhängig ist. Trotzdem möchte ich dich dabei haben, sofern du magst.«

»Ich mag«, antwortet sie. »Du solltest jemanden bei dir haben, wenn du dich verirrst.«

Vogt tritt an das Fenster und schaut in das Einmachglas. Reglos hockt der Käfer auf dem Papier.

»Vielleicht, Balkenschröter«, sagt Vogt halblaut, »hat schon Ennos Tod einen Anstoß gegeben.«

Er nimmt den Käfer auf die Hand, trägt ihn in den Garten und setzt ihn unter dem Ginster aus.